

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Expedition: Herbergasse 1.
Verlag: Herbergasse 1. 8. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Herbergasse 1.
Erscheinungstag: Sonntag den 7. Dezember 1890.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich (Sonnabends mit dem Beiblatt „Rath der Arbeit“) Preis monatlich 60 Pf., Vierteljahrlich 2 M., 60 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M. 60 Pf.

Nr. 174.

Verlag: Herbergasse 1. 8. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Dresden, Sonntag den 7. Dezember

Die Sächsische Arbeiter-Zeitung

1890.

Arbeiter! Arbeiterinnen! Genossen! Werbet für Eure Zeitung!

Kaiser Wilhelm und das höhere Schulwesen.

Es gibt viele Leute, die jedes Wort aus dem Munde eines Monarchen wie einen politischen Doktrinalauspruch achten und ehrfürchten. Wenn wir uns auch keineswegs zu solchen geistigen Aniefällen hergeben können, so erkennen wir doch an, daß unter unseren heutigen Verhältnissen der Ausdruck eines Fürsten eine weitgehendere Bedeutung haben kann, als wenn ein beliebiger anderer Mensch dasselbe ausgesprochen hätte. So ist es in der That mit der Rede, die Kaiser Wilhelm gleichsam als Begrüßung vor der nach Berlin einberufenen Konferenz für höhere Schulwesen gehalten hat. Wir bemerken schon deutlich, daß diese Konferenz, welche sie auch aus lauter „Sachverständigen“ bestehen, nichts wirklich und gründlich Reformatorisches zu Wege bringen wird. Doch wird diese Konferenz wohl nicht so matt und ohne Verlangen, wie derartige Zusammenkünfte von Pastoren und Gymnasialdirektoren gewöhnlich zu verlaufen pflegen. Und wenn ein leidlich frischer Hauch durch diese Versammlung wehen wird, so wird dies als eine Folge der kaiserlichen Neuerrungen angesehen werden müssen. Auch für uns gewinnt diese Konferenz an Interesse, nicht weil der Kaiser überhaupt eine längere Ansprache gehalten, sondern weil er eine Reihe von Gedanken kund gegeben hat, die man doch wohl nicht in solcher Entschiedenheit und Unergründlichkeit aus seinem Munde erwartet hätte.

Das, was der Kaiser über unsere heutige Gymnasialbildung gesagt hat, ist nichts Neues. Es sind Ideen, die wohl länger als ein Jahrzehnt weite Kreise des Volkes ergriffen haben. Der Kaiser sagte, er habe selber auf dem Gymnasium gelehrt und wisse, wie es da zugeht. Nun, es gibt sehr viele Gymnasiallehrer, die den Tag ihres Abganges vom Gymnasium als eine Erlösung betrachten. Die Bildung des Gymnasiums ist für den jungen Mann, der mit offenem Auge in das Leben schaut, zum Ekel geworden. Das klassische Altertum ist nicht ein hübscher künstlicher und wissenschaftlicher Genuss, es ist eine öde Wüste geworden. Die Kluft zwischen der Welt, welche die Gymnasialbildung eröffnet, und der Welt, die sich um uns wirklich andrängt, ist eine so breite und tiefe, daß die Wenigsten noch in der Lage sind, sich in diese letztere hinüberzusetzen und damit dem irdischen Leben der Jetztzeit, dem praktischen Wirken in den die Zeit bewegenden Problemen erhalten zu werden.

Diese bekannte, vielbesprochene Thatfache konnte sich bisher nur sehr schwache Geltung verschaffen.

Die maßgebenden Kreise hingen am Alten und erblickten in jeder kleinen Neuerung den Anfang vom Ende. Das wird jetzt anders werden, da der Kaiser sein Wort in die Wagschale geworfen. Was tausende von Stimmen aus dem Volke vergeblich gelächelt haben, das wird nun mit einem Schlage sich Geltung verschaffen. Der deutsche Kaiser hat sich dahin ausgesprochen, daß er der „jungen Generation“ angehört. Damit ist dieser Ausdruck salontauglich geworden. Was sich bisher als „junge Generation“ bezeichnete, das waren Demokraten, Neuerungsfähige Individuen, Umstürzler, die von der „alten Generation“ mit sehr bösen Augen angesehen wurden. Bei dem russischen Schriftsteller Turgenjew z. B. steht der „alten Generation“, das sind die Liberalen und Konserverativen, eine „neue Generation“, das sind die Radikalen, die Republikaner und Sozialisten, gegenüber. Da ist es doch gewiß bezeichnend, wenn der deutsche Kaiser diesen anrüchigen Ausdruck auf sich anwendet. Es ist offenbar, es lebt in ihm ein anderer Geist, als er bisher auf dem deutschen Thron thronierte. Der Kaiser ist selbst von der anderen, neueren Luft, die heute über die Menschheit geht und an die Weiser rührt, angehaucht, er hat sogar den Muth, mit Veralteterem zu brechen und scheint sich nicht, zu sagen, daß man einen „radikalen Schritt“ thun solle. Wenn irgend ein anderer Mensch, wie wir bereits bemerkten, diesen selbst Muth besitzt, so ist das wenig beachtenswerth und erfolglos, da aber der Kaiser, eine Hauptquelle der Macht in unserer Zeit, in dieser Weise auftritt, so werden die Folgen nicht ausbleiben.

Haben wir somit den Anschauungen des Kaisers, daß er die Gymnasialbildung einer vielseitigen Umgestaltung unterwerfen lassen will, durchaus unseren Beifall ausgesprochen und sind auch die Gründe, die ihn dazu veranlassen, völlig richtig, so sind wir in Bezug auf die Folgen dieser geplanten Umgestaltung hingegen einer ganz entgegengelegten Ansicht. Was der Kaiser von einer Modernisierung des Gymnasialunterrichts erwartet, geht aus folgendem Theil seiner Rede hervor:

„Wenn die Schule das gethan hätte, was von ihr zu verlangen ist, so hätte sie von vornherein von selber das Gesicht gegen die Sozialdemokratie überkehrt. Die Lehrkollegien hätten alle mit einander die Sache fest ergriffen und die heranwachsende Generation so instruirt müssen, daß diejenigen jungen Leute, die wir etwa gleichaltig sind, also von etwa 30 Jahren, von selbst bereit das Material bilden würden, mit dem ich im Staate arbeiten könnte, um der Be-

wegung schneller Herr zu werden. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Der letzte Moment, wo unsere Schule noch für unser ganzes vaterländisches Leben und für unsere Entwicklung maßgebend gewesen ist, ist in den Jahren 1864, 1866-1870 gewesen. Da waren die preussischen Schulen, die preussischen Lehrkollegien Träger des Einheitsgedankens, der überall gelehrt wurde. Jeder Abiturient, der aus der Schule herauskam und als Einjähriger eintrat oder ins Leben hinausging, Alles war einig in dem einen Punkte: das deutsche Reich wird wieder aufgerichtet und Staat-Vorbringen wiedergewonnen. Im dem Jahre 1871 hat die Sache aufgehört. Das Reich ist geeint; wir haben, was wir erreichen wollten, und dabei ist die Sache stehen geblieben. Jetzt mußte die Schule, von der neu gewonnenen Basis ausgehend, die Jugend ansetzen und ihr klar machen, daß das neue Staatswesen dazu da wäre, um erhalten zu werden. Davon ist Nichts zu merken gewesen, und jetzt schon entwickeln sich in der jungen Zeit, seit der das Reich besteht, zentrifugale Tendenzen.“

Der Kaiser hat zwar zu Anfang seiner Rede gesagt, es handle sich nicht um eine politische Schule, sondern lediglich um technische und pädagogische Maßnahmen, so liegt er doch, wie man sieht, von der Durchführung seiner Ansichten auch große Erwartungen für das politische und öffentliche Leben des deutschen Volkes überhaupt. Fast immer, wenn der Kaiser bedeutsame Reden gehalten hat, hat er der Sozialdemokratie eins zu versehen sich bemüht.

Dennoch, daß der Kaiser Reformen will und die Sozialdemokratie Reformen will, haben sie sich ohne Zweifel etwas gehöhrt, sie stehen sich aber fern in Folge ihrer grundverschiedenen Ansicht, wie reformirt werden muß. Der Kaiser will das Gymnasium reformirt, damit die Jugend der besitzenden Klassen besser das Gesicht gegen die Sozialdemokratie führen kann. Die Sozialdemokratie, die eine völlige Umgestaltung unseres gesamten Schulwesens anstrebt, begrüßt auch diese Umänderung der Gymnasialbildung mit Verdrüssung. Unmittelbar wird freilich von dieser Umgestaltung nicht viel für die Sozialdemokratie herauskommen, denn die Kinder des Proletariats gehen nicht in das Gymnasium. Um so mehr, hoffen die Anhänger dieser Partei, werde mittelbar, gewissermaßen auf Umwegen, Nutzen für sie daraus hervorspringen. Sie hoffen dies und müssen es hoffen, wie sie ja überhaupt des Glanzes und der Ueberzeugung leben, daß alles, was an Neuerungen und Verbesserungen, an welcher

Stelle und von welcher Seite es auch immer sei, geschieht, schließlich allein ihren Sieg bestärken muß. Der Kaiser rühmt die Schule in den Jahren 1864, 66 und 70, da wäre sie für unser vaterländisches Leben und für unsere Entwicklung maßgebend gewesen, da waren die Schulen, die Lehrkollegien Träger des deutschen Einheitsgedankens; mit dem Jahre 1871 habe es aber aufgehört, das Reich ist geeint; wir haben, was wir erreichen wollten, und dabei ist die Sache stehen geblieben. Jetzt mußte die Schule, von der neu gewonnenen Basis ausgehend, die Jugend ansetzen und ihr klar machen, daß das neue Staatswesen dazu da wäre, um erhalten zu werden.“

Ueber diese Verhältnisse sind wir nun einer ganz anderen Ansicht. Wir begnügen uns nicht mit der Thatfache, daß die Sache im Jahre 1871 stehen geblieben ist, sondern wir suchen nach den Gründen, warum sie stehen bleiben mußte; und diese Gründe finden wir nicht etwa nur in dem bürgerlichen Unterrichtssystem des Gymnasiums, sondern die kaiserlichen Worte geben uns dieselben selbst an die Hand, darin, daß man meinte, das neue Staatswesen sei nur dazu da, um erhalten zu werden. Dies ist der springende Punkt der ganzen Sache. Weil das Staatswesen erhalten werden sollte, darum war's vorbei mit dem Wirken der Schule auf die Gemüther der Jugend. Hätte man das Staatswesen nicht erhalten, sondern weiter ausbauen und fortentwickeln wollen, so wäre es eine andere Sache gewesen. Die höhere Schule und die Jugend der besitzenden Klassen haben jeglichen Idealismus, jegliches kühne Streben in die Zukunft hinein ausgegeben, sie hatten genug, ihrem Einheitsgedanken verwickelt zu haben, sie konnten keine weiteren Aufgaben, sie hatten nichts mehr, woran sich ihre Begeisterung anzuhängen konnte. Der Idealismus, das Jugendfeuer, die Lust am Vollbringen großer Kulturwerke ist von da ab immer mehr und mehr von den besitzenden Klassen gewichen und in die Herzen des arbeitenden Volkes eingezogen. Waren denn nicht die Männer, die die deutsche Einheit anstrebten, vielfach Demokraten und Republikaner? Weil Deutschland nicht durch das Volk allein, sondern mit Hilfe der Fürstenmacht, geeint wurde, haben jene Männer sich vor dem Erfolg gedrückt und sind aus feurigen Jünglingen nationalliberale Schlafflinge geworden.

Man mag es drehen, wie man will, das, was der Kaiser den besitzenden Klassen einimpfen möchte, nämlich Begeisterung, Sinn für die Gegenwart und moderne Fragen, das alles besitzt im vollsten Maße die Sozialdemokratie. Jedoch zieht sie aus

Feuilleton.

(57) **Terminal.**
Sozialer Roman von Emil Zola.
Einzig autorisierte Uebersetzung.
(Fortsetzung.)

Stephen und Wachen lachten überzogen: Sobald die internationale Hilfe geschickt habe, werde die Kompanie mit aufgehobenen Händen bitten, daß man die Arbeit wieder beginne. Und von dieser Hoffnung befehlend, vollerten ihre groben Schuhe galoppirend durch die Straße. Aber noch etwas Anderes lärmte in diesem hastigen Tritt, etwas Wildes, Verzweifertes, das bald wie ein Sturmwind die Arbeiterkolonien im ganzen Lande durchwehen wird.

Fünftes Kapitel.

Nach zwei Wochen vergingen. Man war in den ersten Tagen des Januar; eine stillere Kälte erstarbte die weite Ebene. Das Land war noch grüner geworden; die Kolonien rangen mit dem Hungerdode. Dreitausend Franzosen, welche die Internationale von London geschickt, hatten kaum für zwei Tage Brod gegeben; dann war nichts mehr gekommen als Versprechungen, deren Erfüllung sich immer weiter hinauszog. Das Scheitern dieser großen Hoffnung brach den Muth der Leute; auf wen sollten sie jetzt noch rechnen, wenn selbst die Weiber die Verlorenen? Witten in dem bitter kalten Winter, von der ganzen Welt isolirt, kamen sie sich wie verlorne vor.

Am Dienstag fehlte bereits Alles. Stephen hatte verzweifelnd mit den Delegierten in den nachbarlichen Städten Sammlungen veranstaltet und Postkörbe organisiert; die öffentliche Meinung, welche sich im Anfang rührte, wurde gleichgültig, als der Streik sich zu ruhig und ohne dramatischen Zwischenfall ins Unendliche zu verlängern schien.

Die kleinen Spenden, welche man zusammen gebracht, hatten kaum genügt, die allerärmsten Familien zu unterstützen; die andern trösteten das Leben, indem sie alle beweglichen Gegenstände ihres Haushaltes einen nach dem andern veräußerten. Alles, die Wölle aus den Matrasen, die Küchengeräthe, selbst die Möbel gingen zum Tandler. Einen Augenblick glaubte man sich gerettet, als die kleinen Detailisten, welche durch Wohlthat verbedrängt worden waren, den Familien Kredit anboten, um ihre Kundschaft wieder zu gewinnen. Eine Woche lang hatten der Krämer Verdoux und die Bäcker Carouille und Smelten reichen Anspruch; aber ihre Mittel erschöpften sich und sie konnten nicht mehr leisten.

Die Hausfrauen waren zufrieden mit ihrem Resultat; denn es hatte sich in dieser Woche auf den Rücken der Bergleute eine Schuldburde gewälzt, deren Eintreibung ihnen später für lange Zeit Weisheit versprach. Jetzt nun war jeder Kredit abgeschnitten, und nicht einen alten Kochtopf gab's mehr zu verkaufen; die Kohlenarbeiter konnten sich irgendwo in einen Winkel hinstellen und sterben wie räudige Hunde.

Stephen hätte sein Blut vergossen. Er verzweifelte auf seinen Gehalt und hatte in Marciennes keine Hosen und seinen Luchrock verkauft, damit die Wachen Suppe machen könne; nur die Stiefeln behielt er, um sich sicherer auszuweisen zu können, wie er sagte. Seine Verzweiflung war, daß der Streik zu früh ausgebrochen, ehe die Winterzeit geendet, sich zu füllen. Darin sah er die einzige Ursache ihres Unglücks; denn er war überzeugt, daß die Arbeiter sicher über ihres Chefs trümpflichen müßten, sobald sie genügend erspartes Geld besäßen. Und ihm fielen die Worte Souvarine's ein, daß die Kompanie sie zum Streik dränge, um die junge Klasse schneller zu vernichten.

Der Anblick des Arbeiterdorfs, all diese armen

Leute ohne Brod und ohne Feuer brachten ihn außer sich, und er ging auf die Felder hinaus und ermüdete sich in endlosen Wälfchen, um dieses Bild zu fliehen. Eines Abends, wie er heimkehren wollte, fand er in Réquillart eine alte Frau ohnmächtig am Wege hingestreckt. Sie war vor Entkräftung zusammengesunken; er richtete sie auf und rief ein Mädchen heran, das er hinter der Palkade gewahrte.

„Ach Du bist es!“ sagte er, die Rouquette erkennend, „hilf mir doch, man muß ihr etwas zu trinken geben.“

Die Rouquette, bis zu Thronen gerührt, ließ schnell in die kausliche Wohnung, welche sie mit ihrem Vater in den Trümmern der alten Mine bewohnte, und kam gleich darauf mit Wachholder und Brod zurück. Der Brantwein brachte die Alte zum Bewußtsein und sie biß gierig in das Brod. Sie war die Mutter eines Kohlenmannes, wohnte in einem Arbeiterviertel nahe Cougny, und war auf dem Heimwege von Réquillart, wo sie vergeblich versucht hatte, von einer Schwester zehn Sous zu entleihen, auf der Landstraße zusammengesunken. Nachdem sie gegessen hatte, wackelte sie wie betäubt von dannen.

Stephen stand, ihr nachblickend, auf dem wüsten Vorhof von Réquillart, dessen verfallene Schuppen sich unter wachsenden Himbeersträuchern versteckten.

„Nun, kommst Du nicht herein, ein Glaschen mit uns zu trinken?“ fragte die Rouquette freundlich.

Und als er zögerte, setzte sie mit aufmunterndem Lächeln hinzu:

„Hast Du denn immer noch Furcht vor mir?“

Es hatte ihn gerührt, daß sie mit so großer Freude der Allen ihr Brod gereicht, darum folgte er ihrer Einladung. Sie wollte ihn nicht im Zimmer ihres Vaters empfangen, sondern führte ihn in ihre Kammer, wo sie sofort zwei Gläser

Wachholder eingoß. Das kleine Gemach war sehr rein gehalten, und er lobte sie deswegen. Es schien ihr übrigens an nichts zu fehlen; siehe doch ihr Vater seinen Dienst als Stallknecht im Voraus fort, während sie, um nicht müßig zu bleiben, Wäscherin geworden war, was ihr täglich dreißig Sous einbrachte. Man könne immerhin mit den Männern scherzen, meinte sie, man brauche darum doch kein faules Mädchen zu sein!

„Sag“, flüsterte sie plötzlich, indem sie ihn ängstlich bei der Taille nahm, „warum müßt Du mir nicht gut sein?“

Sie hatte diese Worte so reizend gesprochen, daß er lächeln mußte.

„Aber ich hab Dich ja sehr gern,“ antwortete er.

„Nein! Nein! Nicht so, wie ich wollte! Du weißt, ich komme um vor Sehnsucht, von Dir geliebt zu werden; warum willst Du nicht?“

Er wußte in der That, daß sie ihm seit sechs Monaten nachstellte. Sie umklammerte ihn mit ihrem bebenden Armen; dabei blickte er zu ihr hinab: ihr großes, rundes Gesicht war nicht schön mit seinem gelben, von den Kohlen verdorbenen Teint; aber in ihren Augen leuchtete ein so unwiderstehliches Licht und ihre ganze Gestalt durchzitterte eine so rührende Bitter um Liebe, daß er sich weich werden ließ.

„O, Du müßt mich lieben!“ stammelte sie entzückt und schloß ihn fester und zärtlicher in ihre Arme.

Dabei war sie linksich und verlogen, als wenn Stephen der erste Mann gewesen, den sie geliebt. Und als er sie verlieh, war sie es, die seine Hände ergriß, sie mit Küffen bedeckte und ihm ein heißes „Danke!“ in's Ohr flüsterte.

(Fortsetzung folgt)